

Aus Prügelholz und Stroh hatte ich mir mit Pannys Hilfe eine kleine Hütte mitten im Wald gebaut. Sie lag ganz versteckt zwischen niedrigem, stark duftendem Gebüsch, kein Mensch störte uns, nur die Vögel zwitscherten ihre Lieder und die Tiere des Waldes huschten durchs Gehölz.

Panny verließ mich immer erst bei einbrechender Dunkelheit, war aber schon wieder bei mir, wenn die Sonne aufging. Sie wagte es nicht, ganz in meine Hütte übersiedeln. Unter Tags sammelte sie eifrig Pilze und mannigfache Heilkräuter, die sie dann bei ihren Leuten ablieferte.

„Sie brauchen mich, Csicsi, niemand soll Schaden dadurch haben, daß ich bei dir bin, deshalb bin ich jetzt auch schon immer so frühzeitig im Wald und sammle ein. Dann habe ich doch mehr Zeit für dich, Csicsi —“

Sie bog sich zu mir hin, ihr dunkles Auge leuchtete auf, als ich sie in den Arm nahm.

Panny hatte ihre Geige mitgebracht und wenn die Dämmerung kam, spielte sie. Mit geschlossenen Augen, entrückt, selbst hingerissen von dem, was in ihrer Seele vorging. Ihr südliches Temperament, ihre stolze Leidenschaft, aber auch ihre sanfte Demut, mit der sie mich immer wieder entzückte, kamen in ihrem meisterhaften Spiel zum Ausdruck.

„Wer hat dir das beigebracht, Panny?“

„Ich habe meinem Vater zugehört, Csicsi, aber das ist schon lange her, mein Vater ist tot. Ich spiele auch nur für mich oder für einen Menschen, dem ich gut bin.“

„Hast du nie nach Noten gespielt? Du mußt doch die Lieder irgendwo her haben?“

Sie wußte kaum, was Noten waren und die Lieder?

„Die habe ich da und dort gehört, aber die meisten weiß ich vom Wald und vom Wind, Csicsi.“

Schon lange war mir der Gedanke gekommen, diese kleine, vollendete Künstlerin einmal mit mir in die große Welt zu nehmen, wenn es so weit sein würde. An diesem verdämmernden Herbstabend fragte ich sie.

„Mit dir fort? O ja. Aber das ist nicht so einfach; Dein Vadja muß bei Dudel erst um die Erlaubnis bitten, daß ich meinen Stamm verlassen darf. Dudel wird es nicht gern tun, ich weiß viele von den Geheimnissen meiner Großmutter und die ist schon sehr, sehr alt.“

Sie stand mit gesenktem Kopf, die Geige in der Hand. Ich sah, wie sie zitterte.

„Laß mich nur machen, Panny. Du sollst in den großen Städten spielen, die Menschen werden dir zjubeln, du wirst schöne, seidene Kleider tragen und Ringe und Ketten . . .“

„Und du wirst immer bei mir sein, Csicsi?“

Ihr Blick war voll auf mich gerichtet und vor diesem reinen, klaren Kinderblick verstummte ich. Panny suchte und wünschte wohl kaum Kleider, Ketten und Ringe, sie wollte den Menschen, dem sie sich in Liebe geschenkt hatte.

„Mir ist so bang, Csicsi . . . um dich . . .“

Und während ich sie küßte und selbst nichts weiter wußte, als dieses heiße, dunkle Geschöpf in meinen Armen, flüsterte sie immer wieder:

„Geh nicht fort, Csicsi . . . laß mich nicht allein . . .“

„Nein, nein . . . ich nehme dich mit, Panny . . .“



Ein besonders seltenes Bild von der in diesem Artikel geschilderten Szene der Auspeitschung